



Gratisbeilage zur „Geisenheimer Zeitung“.

Prinzesschen.

(Fortsetzung.)

Novelle von Reinhold Ortmann.

(Nachdruck verboten.)

„Ich werde es ausrichten. Aber ich werde sie natürlich nicht mit Gewalt zurückhalten können, wenn sie trotzdem — wie es den Anschein hat — entschlossen sein sollte, mein Haus noch heute zu verlassen.“

„Das wird sie nicht tun,“ erklärte Diethelm mit Zuversicht. „Sie kann doch einen so wichtigen Schritt nicht ohne meine Einwilligung unternehmen.“

„Ob sie es kann oder nicht, müssen Sie jetzt am Ende am besten beurteilen können. Die Krankheit Ihres Freundes geht Ihnen vermutlich sehr nahe.“

Ich erinnere mich, daß Sie mir oft mit großer Verehrung von ihm und von seiner Tochter gesprochen haben.“

„Es sind mir die teuersten Menschen auf der Welt — nach meiner Braut natürlich. Und der Gedanke, daß ich Ludwig Garders verlieren könnte, scheint mir vorläufig noch ganz unsagbar.“ — „Sowünsche ich Ihnen von Herzen, daß die Befürchtungen, die Ihre Verurteilung veranlaßt haben, sich als grundlos erweisen mögen.“

„Und Sie werden Martha auseinandersehen, daß ich nicht anders konnte, ich bitte Sie darum. Ich hatte bisher noch keine Gelegenheit, ihr von meinen Freunden zu sprechen und von der großen Dankeschuld, die ich an sie zu tilgen habe. Aus Ihrem Munde aber erfährt sie es besser, als aus einer langen, brieflichen Darlegung, zu der mir unter den obwaltenden Umständen vielleicht nicht einmal die nötige Zeit bleiben wird.“

Fräulein Rudloff erklärte sich bereit, seinem Wunsche zu

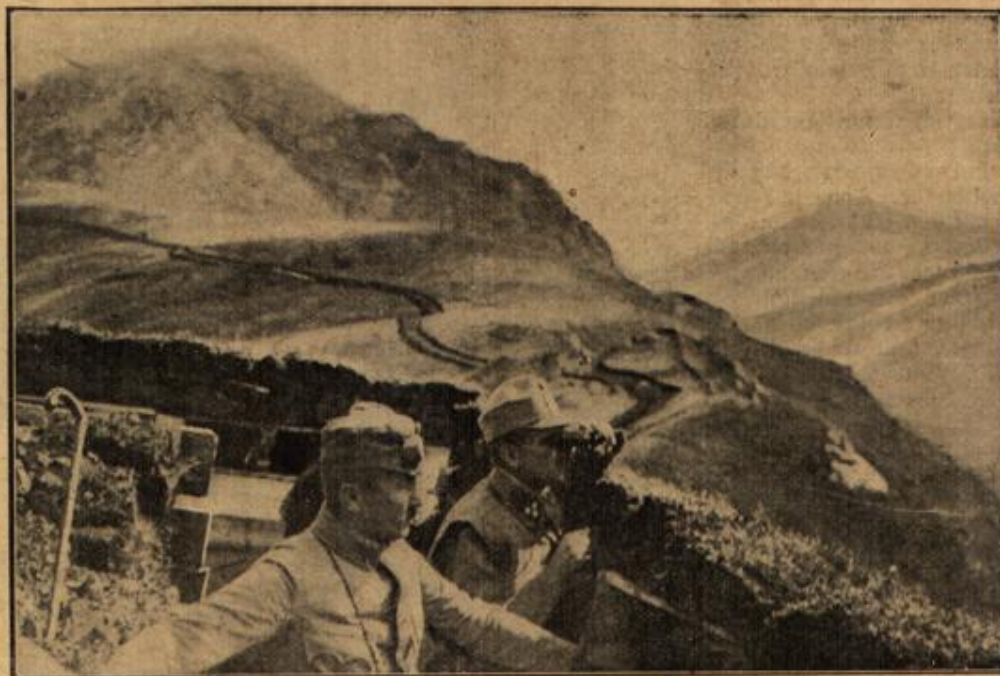
willfahren, und er konnte sie beruhigt verlassen. Aber so frei er auch sonst von allem Aberglauben war, er empfand es doch wie eine üble Vorbedeutung, und es lag ein eigentümlicher Druck auf seinem Herzen, weil ein häßlicher Zufall ihn verhindert hatte, Martha vor seiner Abreise noch einmal zu sehen.

Es dämmerte schon, als Rudolf Diethelm das kleine Haus am Platanenweg erreichte. Die Augen wurden ihm feucht,

während er den noch winterlich fahlen Vorgarten durchschritt, denn alles, was ihm hier Gutes und Vergnügendes widerfahren war, stand in diesem Augenblick so greifbar und deutlich vor seiner Seele, als wären nicht viele Monate, sondern nur Wochen oder Tage vergangen, seitdem er seinen Fuß zum letzten Male auf die verwitterten, ausgetretenen

Steinstufen vor der Eingangstür gesetzt. — Der Torflügel war nur angelehnt, so daß er nicht erst die Glocke zu ziehen brauchte, und behutsam ging er über die erleuchtete Diele dem Wohnzimmer zu, wo er Elfriede zu finden

hoffte. Aber sie mußte seinen Schritt doch wohl gehört haben, denn noch ehe er die Hand zum Klopfen hatte erheben können, öffnete sich die Tür und Ludwig Garders Tochter stand vor ihm, schöner und größer, wie ihm bedünken wollte, als er sie im Gedächtnis gehabt, aber auch bleicher und verhärterter, das Ehrfurcht einflößende Bild einer stillen Pulverin, die des



Oesterreichische Schützengraben im Marmalata-Gebiet.

Besonders interessant ist die im Hintergrund am Bergabhang sichtbare Infanteriestellung.

Lebens harte Schule gelehrt hat, Leid und Sorge ohne nutzlose Klage in den Tiefen des Herzens zu verschließen.

„Es ist gut von Dir, Rudolf, daß Du gekommen bist,“ redete sie ihn an, indem sie ihm die Hand zum Gruße reichte,

Nichtbeantwortung ihres Briefes schwer auf der Seele — „Was mußt Du nur von meinem Schweigen gedacht haben, Elfriede, von meinem Schweigen auf eine solche Mitteilung!“

„Ich habe mir nicht viel den Kopf darüber zerbrochen,“ erwiderte sie einfach und ohne jeden Klang von Empfindlichkeit. „Dein Leben ist jetzt wohl zu bewegt, als daß Du mit Deinen Gedanken hättest beständig hier bei uns sein können. Das hatte der Vater als etwas ganz Natürliches vorausgesetzt.“

Es lag ihm auf der Zunge, ihr zu seiner Rechtfertigung von der großen Veränderung in seinem Leben zu erzählen, aber hier in der Nachbarschaft eines Sterbezimmers war doch wohl nicht der rechte Ort, um von Lieben und Verloben und von jungem Glück zu reden. Und überdies verschloß ihm eine unbestimmte Ahnung, daß seine Neuigkeit ihr weh tun könnte, im letzten Augenblick die Lippen. Sie saßen noch eine Viertelstunde im ernstesten Gespräch, das nur von Ludwig Garders letzter Erkrankung handelte, beieinander. Dann schlug der schwache Klang einer Glocke an ihr Ohr und Elfriede stand auf.

„Der Vater ist erwacht,“ sagte sie, „wenn Du willst, können wir jetzt zu ihm gehen.“

Sie hatte wahrlich gut daran getan, ihn auf die Veränderung in dem Aussehen des Doktors vorzubereiten, denn er würde sonst Mühe gehabt haben, sein Erschrecken zu verbergen. Ludwig Garders sah aus, wie einer, den nichts mehr mit dem

Leben verbindet, als der energische Wille eines schon von allem Leiblichen losgelösten Geistes, der seine Arbeit noch nicht als ganz getan ansieht. Wie er bei Rudolfs Eintritt mit geschlossenen Augen dalag, hätte ihn jeder für einen Gestorbenen hal-



Aus den Kämpfen in den Vogesen: Deutsche Soldaten beobachteten militärische Vorgänge. Postphot. Eberth.

die er warm und herzlich drückte. „Und glücklicherweise ist es noch nicht zu spät.“

„Wie geht es dem Vater, Elfriede? Kann ich ihn sehen?“

„Nicht in diesem Augenblick, denn er ist eben eingeschlafen.“

Und die alte Nanette behütet seinen Schlummer. Ich habe das Krankenzimmer verlassen, weil ich ja wußte, daß Du kommen würdest und weil ich Dich hier empfangen wollte. Du wirst meinen Vater sehr verändert finden. Darauf wollte ich Dich vorbereiten, damit sein Anblick Dich nicht allzu sehr erschreckt.“

„Und es wäre wirklich keine Hoffnung mehr auf seine Genesung?“

„Keine. Der Arzt hat mir gesagt, daß ich mich innerhalb der nächsten drei Tage auf das Beste gefaßt machen müsse. Und so wie es jetzt mit ihm steht, kann ich es nicht einmal wünschen, daß es noch länger währen möge.“

Aus dem Munde jeder anderen würden ihm solche Worte hart und lieblos erschienen sein, aber er wußte, daß es kein reicheres und liebevolleres Herz auf Erden gab, als das dieses stillen, blassen Mädchens, und er hörte aus ihrer Rede nur die schmerzliche Resignation nach langem, grausamen Kampfe. In tiefster Ergriffenheit nahm er ihre Hand und führte sie an seine Lippen.

„Arme, liebe Elfriede! — Welch ein Unglück für uns beide. Wieviel, wie unerseßlich viel werden wir an ihm verlieren!“

„Unerseßlich ist der Verlust wohl nur für mich. Denn ich werde ganz verarmt sein, wenn ich ihn nicht mehr habe. Aber was hilft es, mit dem Schicksal zu hadern! — Ich habe es lange genug getan. Nun ist es still geworden in meinem Innern, so still und leer, wie fortan mein ganzes Leben sein wird.“

Er hätte ihr gern noch etwas Tröstliches gesagt. Aber er fühlte, daß man diesem seltenen Mädchen nicht mit landläufigen, inhaltlosen Phrasen kommen dürfe. Und ein Wort, daran sie sich hätte aufrichten können, wußte er in seiner gegenwärtigen Stimmung nicht zu finden. Und dann lag ihm auch der Gedanke an die



Oesterreichische Infanterie auf der Stilfserjochstraße.

Die Mannschaften tragen Baumstämme u. zu Befestigungsanlagen auf den Paßhöhen.

ten müssen. Aber wie sich nun langsam und in schwerer Anstrengung die Lider hoben, da strahlte dem jungen Schriftsteller aus den tief in ihre Höhlen zurückgesunkenen Augen in unge-trübtem Glanze jenes wunderbare Leuchten entgegen, das ihn so oft in seinem Bann gehalten, wenn er der Rede des verehrten Mannes gelauscht hatte.

Auch die Stimme war wenig verändert, um ein merkliches schwächer zwar, aber klar und metallisch wie ehemals.

„Bist Du endlich da, mein Junge? — Du hast lange auf Dich warten lassen, aber ich wußte, daß Du doch noch kommen würdest. Sterbende sind immer Gellseher. Und ich werde sehr ruhig von hinnen gehen, wenn alles das Wahrheit ist, was ich in den Träumen der letzten Nächte gesehen.“

Rudolf Diethelm schluckte und kämpfte mit dem Aufgebot seiner ganzen Kraft, um die Tränen niederzuhalten.

„Du wirst überhaupt noch nicht von uns gehen, der Frühling, der vor der Tür ist, wird Dir Deine Gesundheit wiedergeben und dann werden wir glücklich und fröhlich sein wie früher.“

Wie der Schatten eines unendlich gütigen Lächelns glitt es über das eingefallene Gesicht des Kranken.

„Wohl werdet Ihr glücklich und fröhlich sein, wie es der Jugend zukommt. Aber Ihr werdet es ohne mich sein. Die Uhr ist abgelaufen, und der Meister, der sie gebaut hat, weiß wohl, was er tut, wenn er sie nicht wieder aufzieht. Ich habe ein langes und glückliches Leben gelebt. Soll ich nun hadern, weil es doch einmal zu Ende gehen muß? Nein! Ich bin müde und ich freue mich auf den Schlummer wie ein Kind, das seine Mutter sorgsam in die weichen Kissen bettet. Wenn Ihr mich lieb habt, müßt Ihr mir diese Freude gönnen.“

Vor Diethelms Augen lag es wie ein Rebel. Er war außerstande, ein Wort hervorzubringen, ohne zugleich seinen namenlosen Kummer zu offenbaren. Und Elfriede mußte wohl erraten, was in ihm vorging, denn sie ersparte ihm die Antwort.

„Du weißt, daß Du am Abend nicht zu viel sprechen darfst, lieber Vater, und Rudolf hat mir zugesagt, ein paar Tage zu bleiben. Wäre es da nicht besser, wenn Ihr Euch morgen vormittag weiter unterhieltet?“

„Da siehst Du, mein Junge, unter einer wie schrecklichen Tyrannei ich arme, alter Mann zu leiden habe. Es gibt keine Auflehnung gegen ihren Willen. Mit ihrem Arsenal von Waffen der Güte und Liebe ist sie eben immer die stärkere von uns beiden gewesen.“

Diethelm sah zu Elfriede hinüber, die sich jetzt auf das weiße Haupt des Vaters herabneigte, um seine hohe, edle Stirn zu küssen. Und wie groß auch von jeher seine Bewunderung für sie gewesen war, in diesem Augenblick empfand er etwas von jenem Schauer der Verehrung, den sonst nur ein Hauch des Ueberfinnlichen, Göttlichen im Menschenherzen auszulösen vermag. Wie klein erschien er sich doch mit all seinen hochfliegenden Plänen und Entwürfen neben der stillen Geldehaftigkeit dieses Mädchens, deren Leben nur Selbstentäußerung und treue Hingabe gewesen war! Und wie beneidenswert dünkte ihm der, dem diese Liebe gegolten!

Auf einen leisen Wink Elfriedens zog er sich aus dem Krankenzimmer zurück, und nach einer kleinen Weile kam sie ihm in die Wohnstube nach.

„Er ist wieder eingeschlafen,“ sagte sie, „glücklicherweise ohne einen seiner quälenden Anfälle. Ich freue mich darüber um seinetwillen, für mich aber ist es traurig genug, denn es ist, wie mir der Arzt gesagt hat, ein Beweis zunehmender Schwäche, und er selbst fühlt das sehr gut, denn heute erst zitierte er Schillers Worte: Der Schmerz ist Leben, er verließ mich auch. Das Leiden ist so wie die Hoffnung aus.“

„Wenn es so steht, Elfriede, möchtest Du mir dann nicht erlauben, die Nacht bei ihm zu wachen?“

„Ich danke Dir für die freundliche Absicht, Rudolf, aber ich möchte es nicht annehmen, heute wenigstens nicht. Ich glaube nicht, daß schon für diese Nacht das Schlimmste zu fürchten ist.“

Er wußte, daß bei ihr mit Zureden nichts auszurichten war, wenn sie einmal ein Ja oder Nein gesprochen. Und so verließ er denn das Haus, um sich in sein Hotel zu begeben. Es war erst seine Absicht gewesen, noch an Martha zu schreiben, aber unter den Eindrücken, die er in Ludwig Harders Hause empfangen, brachte er es nicht fertig. Die Empfindungen, die ihn bewegten, waren so tief und so heilig, daß sie eine Schilderung nicht vertrugen. Und etwas Konventionelles wollte er nicht schreiben. Sie würde ja durch Fräulein Rudloff über alles unterrichtet sein.

Der frühe Morgen schon fand Rudolf Diethelm wieder im Hause seines väterlichen Freundes.

„Er hat eine verhältnismäßig ruhige Nacht gehabt,“ sagte Elfriede, die keine Müdigkeit verriet. „Das heißt, er hat beständig in einer halben Betäubung dagelegen, die mich manchmal erwarten ließ, daß er nicht mehr daraus erwachen würde. In diesem Augenblick aber ist er so merkwürdig frisch, wie ich ihn seit Wochen nicht mehr gesehen habe.“

„So hat sich der Arzt vielleicht doch getäuscht,“ meinte Diethelm mit neu erwachender Hoffnung, „es ist eine so wunderbare Kraft in ihm, daß er seine Krankheit doch möglicherweise noch einmal besiegt.“ — Aber sie schüttelte den Kopf.

„Es ist ein letztes Aufladern, an dem die Freude über Dein Hiersein nicht geringen Anteil haben mag. Er hat an diesem Morgen schon zweimal nach Dir gefragt.“

„So will ich gleich zu ihm. Ich konnte ja kaum die Stunde erwarten, da ich ihn sehen darf.“

Sie hatte ihm nicht zuviel gesagt. Wohl war das fleischlose Antlitz des Kranken blutlos und wachsbleich wie gestern, aber seine Züge erschienen fast freudig belebt, und in seinen Augen flimmerte das Leben.

„Setz Dich zu mir, mein Junge,“ sagte er, „nun wollen wir noch einmal von Dir und von Deinen Ideen plaudern.“

Und während Elfriede in ihrer geräuschlosen, wohlthuenden Art im Zimmer schaltete, sprach Ludwig Harders mit dem jungen Schriftsteller ganz so, wie er in den alten, glücklichen Tagen mit ihm über seine Entwürfe und seine dichterischen Pläne gesprochen hatte. Sein Geist hatte sich nicht nur die vollste Klarheit und Regsamkeit bewahrt, sondern es hatte fast den Anschein, als ob die Nähe des Todes ihm einen noch weiteren und freieren Ausblick über alle menschlichen Dinge erschlossen habe. Manches seiner Worte wirkte auf Diethelm wie eine Offenbarung. In tiefer, andächtiger Ergriffenheit lauschte er den Reden des Meisters, und er wußte, daß er dieser Zweisprache mit dem Sterbenden einen unschätzbaren Gewinn für sein ganzes künftiges Leben zu danken haben würde.

Dann, nachdem sie ihren Hausfrauen- und Krankenpflegerinnenpflichten Genüge getan, setzte sich Elfriede an die andere Seite des Lagers, und für eine kleine Weile konnte sich Diethelm der Täuschung hingeben, daß es sei wie ehemals, wenn sie in traulicher Dämmerung beim knisternden Kaminfeuer von hohen und höchsten Dingen gesprochen hatten.

Lange freilich währte diese holde Täuschung nicht. Der Besuch des Arztes unterbrach ihr Gespräch und Rudolf wurde aus dem Zimmer geschickt. Als sich eine Viertelstunde später Elfriede im Wohnzimmer zu ihm gesellte, las er ihr's vom Gesicht, daß sie mit trauriger Botschaft kam.

„Es ist, wie ich vermutet habe,“ sagte sie leise. „Aller menschlichen Voraussicht nach werden wir ihn heute verlieren.“

Er wollte und konnte es nicht glauben. Noch klangen ihm ja die geistesklaren und herrlichen Worte, die er eben aus Ludwig Harders Munde vernommen, im Ohre nach. Aber als er seinem Zweifel Ausdruck gab, sank Elfriede, die Geldemütige, Tapfere, plötzlich auf einen Stuhl nieder und verbarg das Gesicht in den Händen.

Nun wußte er, daß es keine Hoffnung mehr gab, und er schämte sich der Tränen nicht, die er über seine Wangen rinnen fühlte.

Er trat an ihre Seite und legte mit unendlicher Zartheit den Arm um ihren Nacken.

„Jetzt wirst Du mich nicht mehr fortschicken, nicht wahr? — Wenn ich auch nicht helfen kann, wir wollen es doch gemeinsam tragen.“

Sie nickte stumm und er blieb. — — — — —

Zu einem Gespräch mit dem Kranken war es im Laufe des Tages nicht mehr gekommen. Das letzte, leuchtende Aufladern war vorüber und das Flämmchen wurde zusehends kleiner. Er litt nicht mehr, sondern lag ruhig wie in sanftem Schlummer. Wenn sich von Zeit zu Zeit mühsam und zitternd seine Lider hoben, blieben seine Augen meist starr auf die Decke des Zimmers gerichtet, und die an seinem Bette saßen, wußten nicht, ob er ihre Gegenwart noch gewahr würde.

Diethelm hatte Elfriede gebeten, sich wenigstens auf eine Stunde zum Schlummer niederzulegen, denn die alte Nanette hatte ihm mit Tränen in den Augen verraten, daß das Fräulein schon seit langem keine Nacht mehr aus den Kleidern gekommen sei. Aber sie hatte es mit ruhiger Bestimmtheit abgelehnt, kaum auf die Dauer von fünf Minuten hatte sie das Krankenzimmer verlassen, und als die Nacht hereinbrach, sah sie marmorbleich, aber straff und aufrecht neben dem Lager, an dessen anderer Seite Diethelm sich niedergelassen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Mutterliebe.

Skizze von H. v. Mühlenfels.

(Nachdruck verboten.)

Hanne Fink, die Botengängerin im kleinen Thüringer Badoort, war eine Frau in den besten Jahren. Sie zählte vielleicht gerade vierzig. Aber ihrem Aussehen nach glich sie eher einer Sechzigjährigen. Die Haare, die unter dem Kopftuch hervorsahen, waren grau und auf der Stirn und um den Mund lagen tiefe Falten.

Sie führte ein hartes, arbeitsreiches Leben, doch ihr schwerer Beruf war es nicht, der sie niederdrückte. Aber Hanne, die aus anständigem und auch wohlhabendem Hause stammte, hatte in ihrer kurzen Ehe Furchtbares erlebt. Der Mann, den sie über alles geliebt, war ein liederlicher Kumpen gewesen.

Hannes Eltern hatten sie genügend vor der Ehe gewarnt; aber das Mädchen hatte ein heißes Herz gehabt und der Mann gefiel ihr nun einmal. Sie hatte sich auch wirklich die Kraft zugetraut, aus einem arbeitsscheuen Menschen einen braven Familienbater machen zu können.

Aber der leichtsinnige Fink war glatt und geschmeidig wie ein Aal gewesen. Nie hatte er sich böse und offen der starken, etwas herrschsüchtigen Frau entgegengelehrt. Er hatte versprochen, was sie verlangte, war ihr aber immer wieder entglitten, hatte sie hintergangen — und schließlich, um Geld zu schaffen, war er auf böse Wege gekommen, war immer tiefer herabgeglitten, bis eines Tages sein Schicksal ihn erreichte, bis im ganzen Dorf von nichts anderem gesprochen wurde, als vom Gärtner Fink, der im Gefängnis saß, weil er betrogen und gestohlen hatte.

Um diese Zeit war Hanne Fink in ein paar kurzen Wochen grau und alt geworden; um diese Zeit war aus der stolzen Frau ein gedrücktes, zerknirschtes Geschöpf geworden, und wie wohl sie so gut wie nichts für sich und ihre beiden Knaben besaß, dauerte es eine geraume Zeit, bis sie so weit war, daß sie sich auf irgendeine Arbeit besann.

Eigentlich fand sie ihr Verantwortungsgefühl den beiden Söhnen gegenüber erst dann wieder, als der Pfarrer eines Tages zu ihr gekommen war, um ihr mitzuteilen, daß Fink sich im Gefängnis das Leben genommen habe.

Ein Seufzer der Erleichterung entfuhr ihr, denn entsetzlich hatte der Gedanke, ihn eines Tages wieder im Haus und am Tisch dulden zu müssen, sie gequält.

Um diese Zeit legte die Botengängerin Frömmel wegen Alterschwäche ihr Amt nieder und der Pfarrer, der ein gutes Herz hatte, ermunterte Hanne, sich um die Nachfolgerschaft in diesem Amt zu bewerben.

Die beiden Söhne glichen der Mutter; sie waren stramme Jungen und taten in Schule und Haus ihre Pflicht. Aber hin und wieder geschah es doch, daß ein vorlauter Bengel in der Schule einem der Fink'schen Söhne etwas Böses und Gehässiges über den im Gefängnis gestorbenen Vater sagte, und so kam es, daß Frau Hannas Wunde trotz aller Nüchternheit, die man ihr im Dorfe entgegenbrachte, nie ganz vernarbte.

„Die Kinder eines Diebes!“ murmelte sie oft auf ihren Gängen vor sich hin und oft hatte sie gegen eine böse Verzweiflung, die in ihrem Herzen tobte, anzukämpfen. In mancher Nacht, wenn die Erinnerungen wach wurden, wenn einer ihrer Jungen vielleicht eine Unart begangen hatte, oder in der Schule getadelt worden war, dann lag die Zukunft schwarz und trostlos vor ihr — dann sah sie im Geist, wie auch ihre Söhne auf bösen Wegen gingen, wie sie dem Vater ähnlich wurden und in Schmach und Schande endeten.

Und in solchen Nächten kämpfte sie gegen furchtbare, dunkle Gewalten an; in solchen Nächten geschah es oft, daß sie sich mit aller Macht dagegen wehren mußte, ein Verbrehen an sich selbst und an den Kindern, deren Vater im Gefängnis gestorben war, zu begehen. — Die Knaben ahnten nicht, in welcher Gefahr sie lebten; sie ahnten nicht, daß irgendeine Dummheit vielleicht genügt hätte, um die Mutter zu furchtbaren Dingen hinzureißen.

„Verachtet sind wir ja doch!“ sagte sie sich immer wieder und vielleicht gerade, weil sie ihre Söhne mit einer starken Liebe liebte, betete sie oft in leidenschaftlicher Inbrunst: „Laß sie sterben, Herr, ehe die Versuchungen des Lebens an sie herantreten!“

Einmal, in einer weichen Stunde, sprach sie sich beim Pfarrer aus — erzählte ihm von der Angst, die beständig in ihr zitterte. Aber aller Trost, alles gute Zureden von seiten des warmherzigen Mannes half nicht.

Wo Mißtrauen und Verzweiflung so tief Wurzel geschlagen haben, da können auch die besten Worte nicht mehr helfen.

Gerade zu der Zeit, da Hannes ältester Sohn aus der Lehre entlassen wurde und da auch der jüngere schon der Selbstständigkeit zustrebte, zu dieser Zeit, da die Angst im gequälten Herzen der Frau aufs höchste gestiegen war, kam der Sturm über Deutschland dahergebraust: Krieg gegen eine Meute von Feinden! Krieg gegen halb Europa!

Hanne Fink's Gehirn war zu eng und müde geworden, um etwas von der überwältigenden Begeisterung, die die Welt ergriffen hatte, zu fühlen. Sie wußte nur das eine: „Diesen Krieg hat Gott für Dich gesandt! Durch diesen Krieg will Gott Deine Söhne vor Leichtsinns und Schlechtigkeit bewahren!“ Sie weinte nicht, wie andere Mütter das taten, als ihre Jungen hinausgingen; sie zitterte nicht und stellte nicht die bange Frage ans Schicksal: „Werden sie heimkehren? Werde ich sie wiedersehen?“

Liebte sie ihre Söhne nicht? War sie eine entartete Mutter?

Im Dorf hatte es sich herumgesprochen, daß Hanne Fink sich nicht um ihre Söhne gräme. Viel von der guten Stimmung, die bislang für sie geherrscht, ging verloren. Man sah sie mit forschenden und feindseligen Blicken an.

Eine jede Mutter liebte jetzt um die, die im Felde standen. Hanne Fink aber liebte ihre Söhne doch. Keiner im ganzen Dorfe jedoch wäre fähig gewesen, diese Liebe zu verstehen. Keiner im Dorfe hätte begreifen können, wie es im Herzen dieses schwergeprüften Weibes ausjah.

Sie liebte ihre Söhne, und in langen, dunklen Nächten war sie mit ihnen draußen auf den Schlachtfeldern, lebte alle Greuel mit ihnen durch. Und wie jede andere Mutter, so liebte auch sie, wenn sie von dem Entsetzlichen, was im belgischen Nachbarland vor sich ging, hörte und las. Und oft, oft wollten dann ihre Hände sich falten, oft wollten sich die flehenden Worte auf ihre Lippen drängen: „Herr, laß sie wohlbehalten wiederkehren!“ bis das Furchtbare in ihrer Seele wieder wach wurde, bis sie sich vorstellte, daß die Söhne ruhmgekrönt heimkehren könnten, daß sie stolz und leichtfertig werden könnten, daß die Mädchen vom Dorf, die zum Teil eitel und liederlich waren, sich an sie heranwarfen, sie umgarnten — und dann — dann —

Nein, sie konnte nicht um das Leben ihrer Söhne beten — sie konnte es nicht! Sie konnte nicht still und vertrauensvoll wie andere Mütter für die glückliche Heimkehr ihrer Kinder flehen.

Der Pfarrer hatte viel zu tun in dieser Zeit. Trauerkunde war in den kleinen Ort gezogen. Frauen hatten ihre Männer verloren; Mütter weinten um ihre Söhne.

Das gute Gesicht des Seelsorgers war tiefernt in dieser Zeit.

„Nun, Hanne,“ redete er die Botengängerin eines Tages an. „Wie geht's? Was hören Sie von Ihren Söhnen?“ und nahm, während er so sprach, ihre Hand und führte sie in den Lortweg eines Hauses und sah ihr traurig und sorgenvoll ins Gesicht.

Und Hanne murmelte — halb beschämt, halb trotzig: „Wie soll's gehen?“ und machte ihre Hand aus der des Pfarrers frei. Der aber legte ihr die Hand auf die Schulter.

„Haben Sie Mut, Hanne?“

Das Gesicht der Frau wurde bleich.

„Sind sie gefallen?“ rief sie mit einem seltsamen Ausdruck im Gesicht.

„Der Jüngste ist tot, Hanne! Mit ihm hat Gott gnädig gewaltet. Der Ältere aber — nein, nicht verzagen, Hanne — denn es gibt auch für das Allerbitterste noch einen Trost!“

Sie sah ihn starr an.

„Er hat das Augenlicht verloren, Hanne! Sehen Sie, Hanne, Sie haben mir einmal in einer vertraulichen Stunde gesagt, Ihnen sei bange vor der Zeit, wenn Ihre Söhne ins Leben einträten, wenn sie Versuchungen und Gefahren ausgesetzt seien. Davor hat nun der gnädige Gott Ihre beiden Söhne bewahrt. Nun tun Sie das Ihre, um dem armen Lebenden das Dasein erträglich zu machen!“

Ein rauher Ton kam aus ihrer Kehle. Die Last, die sie auf dem Rücken trug, wollte sie zu Boden ziehen.

Aber Hanne war nicht die Frau, die sich selbst und ihrer Schwäche nachgab. Sie legte ihren Weg wie sonst zurück und sprach zu niemandem von dem, was sie betroffen hatte.

Ihr Herz war erschüttert und war doch von der alten, quälenden Angst befreit.

Dem armen Menschen, der das Licht des Tages nicht mehr



Unsere Feldgrauen im besten Einvernehmen mit der Landbevölkerung in Russisch-Polen.

erblicken sollte, wollte sie das Leben schon gut und lebenswert machen. O, sie fühlte plötzlich eine Riesenkraft in sich. Jahrzehntlang noch würde sie ihre schweren Gänge gehen können — jahrzehntlang noch für fremde Leute die Waren hin- und herschleppen.

„Gott — mein Gott — Du hast meine Söhne hart geprüft und doch danke ich Dir, denn Du hast sie vor Sünde und Schande bewahrt!“

Die Leute im Dorf sprachen und flüsterten viel über den unerhörten Gleichmut, über die Härte dieser Mutter und selbst der Pfarrer war erstaunt und verstimmt.

Aber als der Tag kam, an dem der arme Krüppel ins Zimmerchen der Mutter gebracht wurde, begleitet vom Pfarrer und gefolgt von Weibern und Kindern — als der arme Mensch sich zur Mutter hintastete und als dann ein furchtbarer Schrei aus wehestem Herzen kam und die Frau, der man Gleichgültigkeit nachgesagt hatte, dem unglücklichen Sohn zu Füßen fiel, da zogen sich die, die hier so hart geurteilt hatten, kleinmütig zurück.

„Mein Sohn, mein Jungchen!“ flüsterte die harte Hanne mit unendlich weicher Stimme, und der Sohn lehnte den Kopf an das Herz der Mutter.

Die Madonna mit den Perlen.

(Fortsetzung.)

Roman von Hans Dominik.

(Nachdruck verboten.)

Nach einigen höflichen Hin- und Herreden setzte William Rose eine kleine elegante Stahlkassette vor seiner Schwägerin auf den Tisch: „Ich bin gekommen,“ sagte er, „um deutsches Weihnachten mit Euch zu feiern, aber ich bin ein alter Amerikaner, ich muß auch amerikanisch feiern und da ist es Sitte, anders zu schenken als bei Euch. Man bedenkt auch die Abwesenden. Euer Otto ist nicht hier und ich kenne seine Wünsche nicht. — Mein Bruder Walter ist leidend und leicht verstimmt, auch ihm verstehe ich nicht das Richtige zu geben.“

Er klappte den Deckel der Kassette zurück, da funkelte an goldener Kette ein Anhänger von Brillanten.

„Ich bitte Dich, liebe Schwägerin, dieses zu meinem Andenken zu tragen — und wenn ich wieder über dem großen Wasser bin, zu vergessen, wie viel Unruhe ich in Euer stilles Haus gebracht habe, zu glauben, daß ich Dir dankbar bin für Deine Gastlichkeit.“

Erst als ihr Schwager das Zimmer verlassen hatte, kam sie zu einer herzlichen Freude über das herrliche Geschmeide. Und dann entdeckte sie, daß unter dem roten Seideneinsatz eine ganze Schicht von Goldstücken lag. —

„Mein Gott, so viel Geld!“ Das Blut schoß ihr ins Gesicht. Ihr erstes Gefühl war, ihm das Geld wiederzugeben. Tausend Mark, zweitausend Mark, dreitausend Mark, volle hundertfünfzig Doppelkronen zählte sie.

Aber es hätte ihn wohl schwer beleidigt, hätte sie ihm das Geschenk zurückgebracht. Er hatte die Gabe so hübsch eingekleidet. Nein! Nur Walter durfte nichts davon ahnen. Es soll ihm und den Kindern schon zugute kommen, ohne daß er etwas merke. Und nun freute sie sich wirklich, schloß die Kassette ein und ging zum Aufbau in die Halle —

Als Eva ihren Vater verlassen hatte, um mit William zu reden, war Walter Rosen wieder ganz in seine Menschenschen und Melancholie verfallen.

Er schleppte sich einen alten Folianten heran und vertiefte sich in die Schilderung des Bauernkrieges, während draußen allmählich die Dämmerung des kurzen Wintertages hernieder sank und hier und da die Lichter aufflamment. Mechanisch glitt sein Blick über die großen gotischen Druckbuchstaben des Buches dahin. Es war ein uralter Foliant aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Wohl schon von Anfang an hatte das Buch sich in Schloß Kranichstein befunden. Wenigstens zeigte es keinerlei Signum oder Namensinschrift, daß es früher einen anderen Besitzer gehabt habe.

Das alte Mittel besaß immer noch seine Wirkung. Bald war Walter Rosen völlig der Gegenwart entrißt. Er zog mit den aufrührerischen Bauernhaufen durch Mittelranken und den Odenwald. Er folgte im Geiste den stürmlichen hellen Haufen, die unter Georg Meßler und Zäcklein Rohrbach vor das feste Schloß Weibertreu des Grafen von Helfenstein zogen. Er erlebte es schauernd mit, wie der Graf bei Trommelschlag und Schalmeienklang durch die Spieße der Bauern gejagt wurde. Und er folgte dem siegreichen aber zuchtlosen Bauernhaufen weiter bis zur festen Stadt Heilbronn, wo die Bauern, die eigene Schwäche erkennend, den Ritter Götz von Berlichingen zu ihrem Hauptmann erklärten. Nicht ganz ohne Gewalt, denn sie ließen ihm nur die enge Wahl, ihr Hauptmann zu werden oder auch durch die Spieße zu laufen. . . .

„Derweilen denn der ehrenfest und teuflich Ritter, Herr Götz, der mit der eisernen Hant zubenannt, feyn Sylff mehr gewußt, sich vom Feind zu retten und zu lösen, er selbst hat des Feindes Kleid und Gewandung nehmen gemußt. . . .“

So schilderte die alte Chronik den Uebergang Götzens zu den Bauern. Schon wiederholt hatte Walter Rosen bemerkt, daß ein früherer Leser hier und dort Anmerkungen und Unterstreichungen in der Chronik vorgenommen hatte. Auch dieser letzte Satz war mit einer uralten, stark vergilbten Tinte kräftig unterstrichen.

Walter Rosen blickte von seiner Lektüre auf. Wer mochte der andere Leser und Schreiber sein und wie lange mochte der schon im Grabe ruhen.

Mit müder Bewegung strich er sich über die Stirn. Und im stillen beneidete er den anderen um die Ruhe im Grabe. Was hatte das ganze Leben schließlich für einen Zweck und wozu waren alle diese Sorgen und Kümmernisse?

Walter Rosen kam nicht dazu, sich lange diesen Betrachtungen hinzugeben.

Der helle Klang einer Glocke drang an sein Ohr und wiederum wurde die Tür seines Zimmers geöffnet. Es war sein Bruder Wilhelm, der hereintrat. Der kam ihm jetzt ganz besonders ungelogen und er warf ihm einen unmutigen, zornigen Blick zu.

Aber William Rosen war für solche Sachen nicht empfänglich.

„Hallo! Bruder Walter,“ rief er, daß es durch den Raum schmetterte. „Schon wieder bei den alten Scharteken. Come along with me! Jetzt wollen wir Weihnachten feiern. Ein deutsches Weihnachten mit einem Lichterbaum und einer richtigen Bescherung. Deine Frau ist schon in der Weihnachtsstube und macht alles zurecht. Wir drei sind die Kinder, die beschert werden. Gleich wird es zum zweitenmal klingeln und dann dürfen wir hinein kommen.“

Ganz langsam kehrte Walter Rosen aus dem Gebiete seiner Träumereien in die Gegenwart zurück. Wie ihn sein Bruder da mit sanfter Gewalt vom Stuhle zog, und nach der Tür der großen Diele hinsah, dachte er lebhaft an den alten Götz von Berlichingen, dem es bei Heilbronn nicht viel besser gegangen war. Und dann dachte er an die letzten Christfest. Allzu üppig war es da niemals hergegangen. Instinktiv hatte er das unter seinen Händen zerrinnende Vermögen durch Sparsamkeit im Kleinen nach Möglichkeit zusammen zu halten versucht. Ein Kleid und allenfalls ein wenig leichter Schmuck für seine Tochter. Nützliche Gebrauchsgegenstände, die in jedem Falle angeschafft werden mußten, für seine Frau und ein paar gute Bücher und eine Flasche trinkbaren alten Weines für ihn selber. War Otto in Kranichstein, so bekam er einige Kleinigkeiten und seinen Wechsel für den Monat Januar. Hatte er Abhaltung, so wurde ihm beides mit einem lehrreichen Briefe geschickt. Selbst Optimisten konnten nicht behaupten, daß solch Weihnachtsfest von besonderer Pomphastigkeit zeuge. Freilich ließ Eva es sich niemals nehmen, ihre Angehörigen durch kleine hübsche Handarbeiten zu erfreuen. Aber ihr Taschengeld war knapp und so mußte auch hier der gute Wille zum großen Teil für die Tat selber gelten.

Nun stand Walter Rosen mit seinem Bruder und seiner Tochter vor der Tür. Immer wieder betrachtete Eva Rosen den Mann, der ihr in der kurzen Zeit seines Hierseins von Tag zu Tag besser gefallen hatte und gegen den ihr Vater so schwere Beschuldigungen ausgesprochen hatte.

Dann klang die Glocke zum zweitenmal und nun ließ sich Eva nicht weiter halten. Sie drückte die Türklinke nieder, ergriff ihren Vater an der einen und William Rose an der anderen Hand und lief in das Weihnachtszimmer.

Es war das alte herzerfreuende Bild. Der Baum mit den feierlich strahlenden Lichtern! Um ihn herum verschiedene kleine Tische mit den Gaben für die einzelnen Familienmitglieder. Aber die Gaben waren heute etwas reichhaltiger ausgefallen, denn William Rose hatte sich auf seine Art daran beteiligt.

Langsam und verdrossen schritt Walter Rosen auf seinen Tisch zu. Er fand, wie schon an so manchem anderen Fest, allerlei alte Bücher, die er sich vorher selber bestellt hatte und die hier noch einmal pro forma aufgebaut waren. Allerlei alte schweinslederne Folianten mit geschichtlichem Inhalt. Dann aber fiel der Blick des Schloßherrn auf ein anderes nicht ungernehmliches Bild, auf eine Batterie von mancherlei Weinflaschen. Und er konstatierte mit leichter Genugtuung, daß es außerlesene alte Marken waren.

Walter Rosen war einem Glase guten Weines nicht abgeneigt. Das verscheuchte ihm zuweilen die Grillen, ließ ihn die Gegenwart vorübergehend rosiger erscheinen, als sie in Wirklichkeit war. Aber in den letzten Jahren war er auch hierbei immer sparsamer geworden und mehr als einige Flaschen eines harmlosen Bordeauxweines hatte sein Gabentisch nie enthalten. Um so mehr erfreute ihn jetzt die Aufmerksamkeit seines Bruders und mit unverkennbarer Hochachtung musterte er diese Flaschen, die hier die besten Schloßabzüge des deutschen Rheingaaues enthielten.

William Rose mußte gute Beziehungen und Agenten in den europäischen Hauptstädten besitzen. Er hatte seit seiner Ankunft hier Kranichstein nicht mehr verlassen. Nur zur Post hatte er einige Male recht dickleibige Briefe aufgegeben und danach waren einige Pakete und Kisten an ihn gekommen. Die mußten wohl schon die Geschenke enthalten haben.

Nicht nur den Wein für seinen Bruder. Auch auf dem Tisch von Eva lag ein schönes Geschenk von ihm. Der Amerikaner hatte es wohl bemerkt, daß das Pelzjäckchen, welches Eva bisher trug, nicht mehr das neueste war. Und nun hatte er hier eine neue Garnitur hingelegt, die aus den edelsten und teuersten Stücken zusammengesetzt war, wohl bestimmt, von einer der New Yorker Millionärinnen getragen zu werden. Ein entzückendes und kostbares Stück, beinahe zu kostbar für einfache deutsche Verhältnisse.

Da stand Eva Rosen in dem neuen Kostüm vor dem großen Spiegel und betrachtete sich freudig von allen Seiten.

„William, Du bist der beste und netteste Onkel auf der ganzen Welt“, rief sie überfrohen und hatte nicht übel Lust, dem Spender ihres Geschenkes um den Hals zu fallen.

Aber da war schon wieder Walter Rosen mit seiner unleidlichen Verdrießlichkeit dazwischen.

„Aber Wilhelm, ich bitte Dich! Diesen Aufwand! Da hast Du doch sicherlich mehrere hundert Mark ausgegeben.“

William Rose war einen Augenblick verblüfft. War sein Bruder wirklich so weltfremd geworden, daß er den Wert von gutem Alaskazobel nicht mehr taxieren konnte, daß er den Preis dieses Geschenkes nur mit dem zehnten Teil des wirklichen Wertes einschätzte . . . ?

„Laß nur gut sein, Bruder Walter“, rief er dann lustig. „Die Sache ist nicht der Rede wert. Wenn wir die Madonna mit den Perlen finden, kannst Du Dich ja revanchieren. Im übrigen war ich so vorsichtig, erst noch in Monte Carlo etwas zu gewinnen, bevor ich zu Euch kam. Da kann ich mir schon etwas erlauben.“

„So! Du hast an der Bank gespielt“, begann der ältere Bruder wieder in seiner lehrhaften Manier.

„Ich denke, ein solider Geschäftsmann sollte nicht spielen.“ William Rose verfolgte das Benehmen seines Bruders mit wechselnden Gefühlen. Teils ärgerte es ihn, teils amüsierte es ihn.

„Das hat Mister J. C. Brown auch gesagt, Walter!“ erwiderte er leichtthin. „Aber Mister J. C. Brown mit einem Vermögen von rund fünfzig Millionen Dollars kann gut Moral predigen.“

„Da hast Du es also doch auch von anderer Seite gehört“, fuhr Walter Rosen in seiner Moralisterei fort. „Ich meine, ein ehrlicher Kaufmann sollte die Spielbank meiden, wie die Pest.“

William Rose warf sich in einen Sessel und lachte aus vollem Halse.

„Walter, Du bist köstlich!“ rief er schließlich. „Wenn alle Striche reißen, mache ich mit Dir eine Tour durch die Vereinigten Staaten. Die Heilsarmee zahlt die höchsten Preise für solche Salbung.“

„Du spottest natürlich über diese Dinge, Wilhelm, aber ich habe doch recht“, versetzte Walter würdevoll.

„Nun höre mal zu, Walter. Den Mister J. C. Brown hältst Du doch für einen ehrenwerten Kaufmann . . . Denn er hat zirka 200 Millionen Mark im Vermögen“, fuhr er fort, als sein Bruder mit der Antwort zögerte. „Also dieser ehrenwerte Kaufmann hat in Monaco nichts Eiligeres zu tun gehabt, als für mehrere hunderttausend Mark Spielbankaktien zu kaufen. . . .“

Well you ave artonished. Ich aber habe mit ein paar tausend Frank mein Glück an der Roulette probiert. Gewiß, das Geld konnte zum Teufel gehen. Aber ich hatte Glück und habe gewonnen . . . Und dann, Walter, was das wichtigste ist, zur richtigen Zeit aufgehört.“

Eva Rosen hatte die Unterhaltung der beiden mit steigendem Mißmut angehört. Sie war empört darüber, daß ihr Vater kaum ein Wort des Dankes für die reichen Geschenke fand und an allem, was Onkel William tat und unternahm, herumnörgelte.

„Also Du hast gespielt, William, und gewonnen“, mischte sie sich jetzt ein. „Wieviel denn? Das ist doch die Hauptsache. Doch sicher zehntausend Franken oder vielleicht sogar noch mehr.“

William Rose lachte herzlich auf.

„Nein, Eva. Das schmerzt mich, daß Du mich so unterschätzt. Läßt nicht irgend ein Dichter seinen Gelden irgendwo sagen: „Ich habe mich nie mit Kleinigkeiten abgegeben.““

„Dann waren es also sogar noch mehr“, rief Eva gespannt.

„Es war mehr, Evchen“, erwiderte William Rose trocken. „Ich stand erst auf, als ich glatte 300 000 Franken vor mir liegen hatte. Es war ein hübsches Bündel von schönen Tausendfranknoten, das ich in der Brusttasche trug, als ich den Saal verließ, während die Herren Croupiers mir nachsahen, wie die betäubten Lohgerber.“

„Alleswetter! Onkel William“, rief Eva überrascht, „das ist ja eine riesige Summe. Wieviel ist denn das gleich in Mark? Warte mal einen Augenblick. Das ist ja eine Viertelmillion in unserem Gelde. Onkel William, vor Dir muß man wirklich Respekt haben. Dann kannst Du freilich kostbare Geschenke machen. Da wird Dir die Priestertasche, die ich Dir noch in aller Eile gestickt habe, natürlich nicht sehr imponieren.“

Bergeblisch suchte sie in diesem Augenblick nach ihrem bescheidenen Geschenk. Das hatte William Rose sofort an sich genommen und zu sich gesteckt. Und wenn er wahrheitsgemäß hätte antworten sollen, so hätte er sagen müssen, daß dies einfache Geschenk ihm wertvoller und angenehmer sei, als alle die vielen und kostbaren Dinge, die ihm bei so manchem amerikanischen Weihnachten aufgebaut worden waren.

Walter Rosen saß in seinem Sessel hinter seinem Gabentisch und versank wieder in sein unfruchtbares und selbstquälerisches Grübeln. „Natürlich! Das paßt ja durchaus zu dem übrigen Bild! Da kam dieser Mensch an den Spieltisch und sofort flog ihm ein Vermögen in die Hand. Er war gewiß, daß er nie einen einzigen Franken am Spieltisch gewinnen würde. Aber natürlich! Seinem Bruder mußte alles nach Wunsch gelingen!“

Die Stimmung, in welcher Walter Rosen sich befand, war durchaus nicht weihnachtlich. Verzagtheit am eigenen Schicksal, verbunden mit einer gehörigen Portion Neid auf seinen glücklicheren Bruder.

„Biel zu schade, dies Kostüm da für unseren Thüringer Wald hier“, brummte er mit einem Blick auf Evas Geschenk.

William Rose hatte sich die Dinge bis jetzt in aller Ruhe betrachtet und während der Ergüsse seines Bruders mit vollem Behagen ein Stück Pfefferkuchen vorgenommen.

„Herrlich! Delikat!“ — Es ist doch eine schöne Sache um den Pfefferkuchen, Bruder Walter“, meinte er jetzt, ohne auf die Einwände seines Bruders weiter einzugehen. „Aber das Zeug ist süß. Man bekommt Durst danach. Mit Deiner Erlaubnis, Walter . . .“

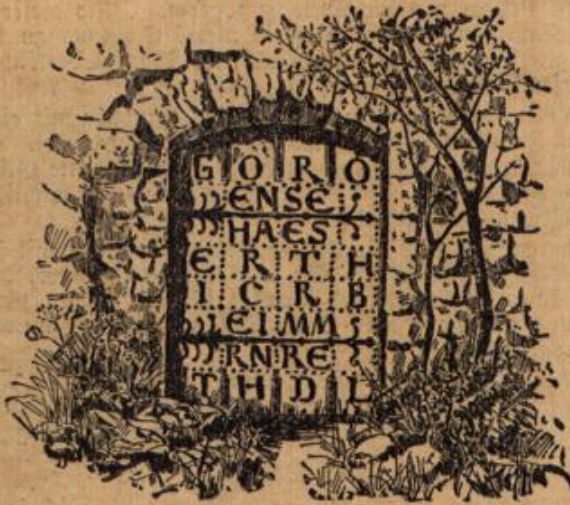
Und ohne die Antwort abzuwarten, öffnete er gemächlich den Korkzieher an seinem Taschenmesser und ließ einen prüfenden Blick über die Flaschenbatterie dahingleiten.

„That will do it!“ murmelte er und ergriff mit sachkundiger Hand eine Flasche Steinberger Kabinett. Wenige Sekunden später perlte der edle goldklare Wein in den geschliffenen Gläsern. So elegant hatte der Amerikaner das besorgt, daß man seine Lehrzeit in New Yorker Bars wohl dabei merken konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei Kurzweil

1. Problem: Das Tor.



2. Buchstabenrätsel.

Die Buchstaben in diesem Rechteck sind so zu ordnen, daß in jeder wagerechten Reihe zwei Wörter von je fünf Buchstaben entstehen. Der Endbuchstabe des ersten Wortes jeder Reihe bildet

a	a	a	c	d	d	e	e
e	e	e	e	e	e	e	e
e	f	h	h	h	h	i	i
i	i	k	l	l	l	m	n
o	o	o	r	r	r	r	r
r	s	s	s	t	u	u	w

auch immer den Anfangsbuchstaben des zweiten in derselben Reihe. Die Wörter bezeichnen: 1. einen Vogel und ein Gefühl, 2. ein Sternbild und eine Stadt im östlichen Frankreich, 3. eine Stadt an der Südküste Englands und eine Person aus Lessings „Nathan“, 4. ein Sternbild und einen deutschen Strom, 5. ein chemisches Element und den Stammbater eines Herrscherhauses von Rußland, 6. einen Fluß in Deutschland und einen in Frankreich. — Nach richtiger Lösung erscheint in der dritten Reihe der Name eines römischen Historikers und in der siebenten der eines römischen Staatsmannes und Redners.

3. Zifferblatttrüffel.

Wenn man die Ziffern auf dem Zifferblatt einer Uhr gleichmäßig durch gewisse Buchstaben ersetzt, so ist 1 2 3 4 ein Fluß, 3 4 5 6 7 ein Name aus der griechischen Sage, 3 4 5 6 7 8 eine Münze, 4 5 6 7 8 ein Baum, 7 8 9 10 11 ein Vorname, 10 11 12 1 ein orientalischer Fürstentitel.

4. Rätsel.

Man läßt ihn sprechen, | Er ist ein Vogel
Man läßt ihn stechen; | Und ein Gebrechen.

5. Rätsel.

Dem einzigen Winterfrost, der Sonne glühendem Brand — Trotz ich mit gleichem Mut und stehe unverwandt, — Wo mirs die Pflicht befiehlt; stets bin ich ganz allein. — Auch hab ich Arme wohl, nur fehlen mir die Bein, — Und manchem Schwäher gleich, zeig ich dir ohne Müß — Zwar gern den rechten Weg, doch geh ich selbst ihn nie.

6. Scherzrebus.



7. Rechenaufgabe.

Von einer Schwadron Soldaten werden drei Behtel als Patrouille vorgeschickt und 7 Mann als Meldereiter verwendet, während von dem Reste noch zwei Fünftel der Mannschaften zum Bau einer Brücke den Pionieren zugeteilt werden. Die nun noch übrigbleibenden 42 Reiter werden mit dem Reste einer anderen Schwadron vereinigt.

Wie stark war die ursprüngliche Schwadron?

Die Lösung ist: 100 Mann. Die ursprüngliche Schwadron bestand aus 100 Mann. Von diesen wurden 3 Behtel (30 Mann) als Patrouille vorgeschickt und 7 Mann als Meldereiter verwendet. Es blieben also 63 Mann übrig. Von diesen wurden zwei Fünftel (25,2 Mann) zum Bau einer Brücke den Pionieren zugeteilt. Es blieben also 37,8 Mann übrig. Diese wurden mit dem Reste einer anderen Schwadron vereinigt.

Schweizer Beobachtungsposten auf einer vorspringenden Felswand, von welcher aus der Verlauf der Kämpfe verfolgt werden kann.

Der preußische Minister des Aeußern von Loebeil und der Staatsminister Dr. Delbrück auf einer Besichtigungsfahrt durch das besetzte Polen. Unser Bild zeigt: 1. Delbrück, 2. Loebeil, 3. Unterstaatssekretär Drews.

